

Dr. Otto Antonius übersendet einen vorläufigen Bericht über die Untersuchung der Höhlenbären-Schädel aus der Drachenhöhle bei Mixnitz.

Aus der Drachenhöhle bei Mixnitz liegen bisher etwa 16 mehr minder vollständige Oberschädel, über 50 zur Vergleichung brauchbare Schädelfragmente und eine entsprechende Anzahl Unterkieferäste erwachsener Tiere zur Untersuchung vor.

Die Untersuchung ergab zunächst das Vorhandensein zweier in der Größe sehr verschiedener Typen, eines großen, mit einer Basilarlänge von 430 bis 450 *mm* und eines viel kleineren mit einer solchen von etwa 330 *mm*. Übergänge, also mittelgroße Schädel, wurden bisher nicht gefunden. Ebenso scheint es bisher unmöglich, die beiden Typen stratigraphisch auseinanderzuhalten. Die zunächst gehegte Vermutung, es handle sich bei dem kleineren Typ um weibliche, beim größeren um männliche Individuen, mußte fallen gelassen werden wegen des Zahlenverhältnisses der geborgenen Schädel: auf einen solchen vom kleinen Typus kommen zwei bis drei vom großen, während andererseits die zahlreichen Funde von Embryonen und ganz jungen Tieren ein sehr häufiges Vorkommen des weiblichen Geschlechtes beweisen. Da das Vorhandensein zweier nur in der Größe verschiedener ausgeprägter Rassen oder gar Arten zur gleichen Zeit und am gleichen Ort bei Säugetieren unmöglich erscheint, darf man in den Resten des kleinen Typus wohl solche von in der Entwicklung zurückgebliebenen einzelnen Individuen sehen. Die weitere Untersuchung wird sich in erster Linie mit der Frage zu beschäftigen haben, ob eine derartige Entwicklungshemmung nicht vielleicht mit gewissen Krankheitserscheinungen in Zusammenhang zu bringen ist, die an einzelnen Wirbeln und Extremitätenknochen nachzuweisen sind.

An den viel zahlreicheren großen Schädeln fällt zunächst die enorme Variabilität in bezug auf Stirnbreite, Höhe der Stirnhöhlen, Entwicklung der Crista sagittalis und Breite an den Jochbogen auf. Geringer, aber immerhin noch beträchtlich sind die Verschiedenheiten in der Ausbildung des Schnauzenteils. So schwankt z. B. die Breite an den Supraorbitalfortsätzen zwischen 130 und 190 *mm*. Da sich nun diese Variabilität nicht nur auf die Breite, sondern — ganz unabhängig von dieser — auch auf die Höhe der Sinus frontales erstreckt, ist das Bild, das die Glabella bietet, bei jedem einzelnen Schädel ein anderes. Noch verstärkt wird die Verschiedenheit durch die stärkere oder geringere Ausbildung der Crista sagittalis, die durch mehr oder weniger starke Entwicklung ihres hintersten Abschnittes ihrerseits wieder das Bild des Hinterhauptes äußerst variabel erscheinen läßt. An mehreren Schädeln finden sich ferner Unregelmäßigkeiten in der Form der Sagittalcrista in Gestalt mehr minder starker einseitiger Ausbiegungen und Auswüchse; in einem Falle ist sie trotz sehr starker Entwicklung in der Mitte ihrer Länge abgeflacht und lorbeerblattartig verbreitert.

Erwähnenswert erscheint schließlich noch eine gewisse, bei fast allen Schädeln zu beobachtende Asymmetrie, die auf etwas stärkere Entwicklung der rechtsseitigen Kopfhälfte, insbesondere wieder der Stirnhöhlen, zurückzuführen ist.

Da die Variabilität derart groß ist, daß man eigentlich jeden Schädel als Typus für sich bezeichnen müßte, also keineswegs nur zwei Formgruppen unter den großen Schädeln unterscheiden kann, ist es nicht möglich, diese Variabilität bloß auf Geschlechtsunterschiede zurückzuführen. Unmöglich ist es ferner, die Variabilität mit Altersverschiedenheiten zu erklären, da fast alle bisher geborgenen großen Schädel alten, zum Teil sehr alten Tieren angehört haben. Eine Ausnahme macht nur ein Schädel, dessen Gebiß noch wenig abgekaut ist und dessen Nähte noch offen sind.

Von größter Wichtigkeit ist, daß die große Variabilität, die bei den alten Schädeln festzustellen ist, sich schon an den zahlreich vorliegenden von mutmaßlich einjährigen Individuen beobachten läßt. An diesen Schädeln prägt sich schon die verschieden starke Entwicklung der Stirnhöhlen, die größere oder geringere Breite des Craniums und des ganzen Schädels deutlich aus.

Auffallend ist die Übereinstimmung dieser Bärenschädel mit solchen von Haushunden, eine Analogie, die den Vergleich mit Schäferhund-, Mops-, besonders aber gewissen Doggentypen des Haushundschädels nahelegt. Es läßt sich daraus vielleicht die Folgerung ziehen, daß hier wie dort auch die Ursachen dieser Variabilität dieselben sind. Beim Haushund liegen diese Ursachen zweifellos in dem Wegfall gewisser Faktoren, die den Schädel des Wolfes, trotz großer individueller Variabilität, doch in bestimmten Formgrenzen halten und wohl im Existenzkampf des einzelnen Tieres eine Rolle spielen. Es scheint naheliegend, die auffallende Variabilität des Höhlenbärenschädels auf den Wegfall analoger Faktoren zurückzuführen. Diese Variabilität wäre also ein Analogon zu der durch die Domestikation hervorgerufenen bei unseren Hunden, eine Art Domestikationserscheinung im weiteren Sinne. Der einzige Unterschied, das Fehlen von eigentlichen Extremformen — wie etwa Bulldogge — beim Höhlenbär, erklärt sich leicht durch das Fehlen der solche Formen allein bewirkenden künstlichen Zuchtwahl.

Eine unerwartete Bestätigung fand die oben geäußerte Ansicht gelegentlich der Besichtigung der erwähnten einjährigen Schädel von medizinisch-anthropologischer Seite: Prim. Dr. Bernhard Sperk bezeichnete die an einem der jungen Schädel besonders ausgeprägte Plagiocephalie ebenfalls als ausgesprochene Domestikationserscheinung. Erwähnt muß schließlich noch werden, daß alle bisher untersuchten Schädel zweifellos echte Höhlenbären sind (*Ursus spelaeus* Rosenmüller) und daß andere Bärenformen, wie der aus Steiermark oft zitierte *Ursus priscus*, bisher nicht festzustellen waren; nur in der rezenten Deckschichte fand sich ein Unterkieferast vom Braunbären.